

*Mehnert, Elke: Flucht – Vertreibung – Versöhnung. Deutsche Literatur und östliches Europa.*

Duncker & Humblot, Berlin 2024, 262 S. (Literarische Landschaften 17), ISBN 978-3-428-19253-3.

Das Buch „Flucht – Vertreibung – Versöhnung. Deutsche Literatur und östliches Europa“ von Elke Mehnert ist ein Sammelband ihrer Aufsätze zu unterschiedlichen Themen: von der DDR-Vertreibungsliteratur über die Repräsentationen bestimmter Regionen bis hin zu Beiträgen über konkrete Autoren der DDR-Literatur, der Vertriebenenliteratur und der Migrantenliteratur. Diese Texte verbindet die Imagologie als rahmende Methode. Ziel des Buches, das vor allem in den ersten drei Kapiteln in den Vordergrund tritt, ist es, die Imagologie nicht nur punktuell als Methode vorzustellen, sondern sie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin zu etablieren.

Die Autorin entschuldigt sich zu Beginn ihres Buches dafür, dass sie es aus der Ich-Perspektive schreibt. Ich halte diese Entscheidung für gelungen. Die Verwendung des „Ich“ instruiert den Leser dazu, das Buch als einen Erlebnisbericht zu lesen – und dies ist eine durchaus produktive Lesart. Mehnerts Erlebnisbericht ist aufschlussreich, weil er einen für manche ostmitteleuropäischen Germanisten und allgemein für Literaturwissenschaftler charakteristischen Werdegang rekapituliert, die ihre Karriere im Dienst des staatlichen Marxismus-Leninismus begonnen haben. Zugleich stellt er Denk- und Argumentationsmuster dar, die für die interkulturelle Germanistik an vielen – vor allem kleineren – Universitäten Ostmitteleuropas in früheren Jahrzehnten typisch waren.

Im ersten Kapitel schildert Mehnert ihren Weg vom Marxismus-Leninismus, gegen den die 1970 promovierte und 1980 habilitierte Germanistin im Jahr 2024 mit Karl Popper argumentiert, hin zur Imagologie als literaturwissenschaftlicher Disziplin. Nostalgisch wirkt neben der Distanzierung vom Marxismus-Leninismus auch der Versuch, die Imagologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin zu begründen. Auch hierfür soll laut Mehnert Karl Popper Pate stehen. Dessen „grundlegenden“ Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Imagologie fasst Mehnert in fünf Thesen zusammen: dass Wissen nicht definitiv und zuverlässig sei, dass Definitionen nützliche Abkürzungen komplexerer Theoreme darstellten, dass die Welt in eine Welt materieller Dinge, eine Welt der Erfahrungen und eine Welt geistiger Produkte zerfalle, dass ideologiefrei geforscht werden solle und schließlich, dass Wissenschaftler einfach und verständlich schreiben sollten.

Die letzte Regel nutzt die Autorin, um sich von „Derrida, Marcuse, Foucault oder all den anderen Philosophen, deren Lehren von unseren 1990 eingeflogenen Gastprofessoren gepriesen worden sind“, abzugrenzen und zugleich mit entwaffnender Offenheit zu bekennen, dass sie „Manches in deren Schriften [...] einfach nicht verstanden habe“ (S. 14). Dieses Bekenntnis wäre sympathisch ehrlich, würde es

nicht zugleich andeuten, dass diese Philosophen selbst daran schuld seien, nicht verstanden worden zu sein. Zudem werden sie von Anfang an als Import der offensichtlich von der Autorin nicht willkommenen (westdeutschen) Gastprofessoren abgetan.

All dies liest sich als ein spannender Generationsbericht über die Komplexe der ehemaligen DDR-Germanistik, die nach der Wende mühsam nach einer neuen Orientierung suchte und sich von den damals dominierenden theoretischen Ansätzen bedroht fühlte. Die Betonung Poppers und seiner teils selbstverständlichen, teils simplifizierenden und – wie Mehnert selbst zugibt – vor allem für die Naturwissenschaften tauglichen Thesen soll offenbar eine alternative Quelle von Autorität und symbolischem Kapital gegenüber diesen „Philosophen“ bieten. Doch was hilft uns etwa die mit Popper verbundene und für die Imagologie als zentral gepriesene „Theorie der drei Welten“, mit der Mehnert die Literatur als „dritte Welt“ geistiger kultureller Produkte neben „Bildhauerei, Schuhe, Flugzeuge, Computer“ (S. 18) einstuft? Ich kann mir die Betonung Poppers und seiner Rolle beim Versuch, die Imagologie als eigenständige Disziplin zu etablieren sowie den ebenso verwirrenden Hinweis auf Luhman nur als eine symbolische Deckung deuten und als Versuch, symbolisches Kapital für die sich bedrohtühlende ehemalige DDR-Germanistik zu gewinnen.

Was aber ist Imagologie? Mehnert definiert sie als „eine Disziplin der vergleichenden Literaturwissenschaft, die Texte aus verschiedenen Einzelliteraturen hinsichtlich der in ihnen enthaltenen Images bzw. imagotypen Systeme miteinander vergleicht“ (S. 17). Einige Seiten später konkretisiert sie diese Definition, wenn sie schreibt, dass die Imagologie „die Bilder von der eigenen und der anderen Ethnie (bzw. vom eigenen und dem anderen Land) im literarischen Text zu zeigen [hat]“ (S. 20). Es geht also um Bilder „der Ethnie“ und „der Länder“.

Was jedoch „ein Bild“ in der Imagologie ist, erfährt man in dem theoretischen Kapitel, das sich zum Ziel setzt, die Imagologie als Disziplin zu verankern, nicht. Ebenso unklar bleibt, was genau unter „der Ethnie“ zu verstehen ist. Wenn die Autorin etwa die Prager deutsche Literatur als Paradebeispiel für die Anwendung dieser Imagologie nennt, bleibt offen, welche Ethnie (oder welches Land) hier „die eine“ und welche „die andere“ sein soll. Sind es Deutsche, Tschechen oder Juden? Sind es Prager – und wenn ja, welche? Wer sind dann die „anderen“? Die Tschechen? Die Deutschen außerhalb Böhmens, außerhalb Prags oder nichtjüdischer Herkunft?

Ich sehe das grundlegende Problem der Imagologie darin, dass sie, indem sie „die Ethnie“ oder „das Land“ als Vergleichseinheit voraussetzt, implizit bereits davon ausgeht, dass es diese Einheiten als stabile Größen „gibt“. Zwar wird dabei eine Distanz zur vermeintlichen Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit dieser Bilder gewonnen, doch die nationalen Konstrukte werden nicht ersetzt. Vielmehr werden sie methodologisch zementiert, da keine alternativen Wahrheitsmodelle angeboten werden. Das betrifft hauptsächlich die binäre Opposition selbst. Verantwortlich dafür ist nicht nur die Definition, die Ethnie oder Land voraussetzt, sondern auch der zentrale Begriff der Imagologie selbst: „das Bild“.

Es ist klar, dass „das Bild“ hier nur metaphorisch gemeint ist. Doch diese Metapher bleibt nicht folgenlos. Sie setzt etwas Statisches und Einheitliches voraus, ähn-

lich wie ein Bild eine Gestalt impliziert, die nur als Ganzes wahrgenommen werden kann. Wie man jedoch seit Lessing weiß, ist Literatur eine Darstellungsform, die prozessual verfährt, von Narration, Verschiebungen und dem Gleiten von Bedeutungen lebt. „Das Bild“ ist daher von Anfang an keine geeignete Grundlage, wenn man nicht erneut – wenn auch mit ironischem Lächeln – bei der Befestigung nationaler Stereotype enden will.

Selbstverständlich hinterfragt die Imagologie die festgestellten „Bilder der Ethnien“ indem sie sie als historisch entstandene Repräsentationen rekonstruiert und ihnen so ihre empirische Evidenz entzieht. Zweifelsohne hat diese „Einklammerung“ nationaler Charaktere, wie sie seit den 1980er Jahren in Ostmitteleuropa nicht nur unter dem Stichwort Imagologie, sondern auch – unter anderen Bezeichnungen etwa als Semiologie (in einer komplexeren Form bei Vladimír Macura) oder Mythosforschung betrieben wurde – dazu beigetragen, gefährliche Nationalnarrative zu erodieren und tradierte Stereotype mit wachsendem Abstand wahrzunehmen. Die Beschränkung dieses Paradigmas besteht jedoch darin, dass diese Stereotype epistemisch im offenen Raum verbleiben und nicht durch alternative Darstellungen ersetzt werden. Das Ergebnis ist eine gewisse Ironisierung der „Bilder“ in Ostmitteleuropa, die bei fehlenden alternativen, adäquateren Narrativen wieder schwinden kann und in den letzten Jahren tatsächlich wieder schwindet. Es ist für mich zunehmend unklar geworden, ob auf diese Weise mehr verunsichert als gefestigt wird.

Die Autorin ist der Ansicht, dass die Imagologie nun die „dritte Phase“ der Wissenschaftsbildung – nach einer deskriptiven und einer verallgemeinernden Phase – betreten sollte (S. 36). Mehnert verbindet dies mit einer Abgrenzung von anderen Disziplinen und der Institutionalisierung eigener Lehrstühle. Ich möchte die Verdienste dieser Methode in den vergangenen Jahrzehnten sowie ihre praktische Nützlichkeit im lokalen Rahmen nicht in Frage stellen. Allerdings glaube ich nicht, dass eine Abgrenzung und Institutionalisierung der Imagologie möglich oder – aus den genannten Gründen – erforderlich ist. Sie bleibt eine Methode, die sich aufgrund ihrer Einfachheit vor allem für studentische Arbeiten und den universitären Lehrbetrieb eignet, die jedoch kaum als eigenständige wissenschaftliche Disziplin durchgesetzt werden kann. Dem stehen der holistische Charakter ihrer zentralen Metapher, die Vereinfachung der Prozessualität, Mehrschichtigkeit und Mehrdeutigkeit komplexer literarischer Texte und die Unfähigkeit entgegen, adäquatere Modelle anzubieten.

Wie verhält es sich nun mit der Anwendung der Imagologie in den empirischen Kapiteln des Buches? Ein ausdrücklich „imagologischer“ Ansatz dominiert überraschenderweise nur in wenigen Beiträgen („Fremd bin ich eingezogen...“ Peter Härtling und die Fremde; Preußenbilder in der deutschen Nachkriegsliteratur; Bulgarien, das ist die Selbstzerstörung). In den übrigen Kapiteln verfolgt die Autorin einen eher traditionellen biografischen oder thematischen Zugang. Ersteres gilt für mehrere kurze Aufsätze mit Gelegenheitscharakter, die zur Lobpreisung der behandelten Autoren tendieren und darüber die gründliche Untersuchung vernachlässigen. So wünschte man sich etwa einen kritischeren Blick auf Hanns Cibulka, dessen literarische Anfänge mit Robert Hohlbaum und der NS-Zeit verbunden waren, was von Mehnert nicht einmal erwähnt wird („Geboren im Schatten des böhmischen

Rebstocks“). Bei anderen Beiträgen mit Gelegenheitscharakter fehlt ein umfassender systematischer Überblick (Josef Mühlberger als Literaturhistoriker).

Am interessantesten erscheinen mir die Kapitel zur Vertreibungsliteratur in der DDR – dem traditionellen Forschungsthema der Autorin. In diesen Abschnitten, in denen sich Mehnert auf vertrautem Terrain bewegt, kann sie ihre reichen Erfahrungen mit der DDR-Gesellschaft sowie ihr feines Gespür für das Sagbare und Nicht-Sagbare im damaligen öffentlichen Diskurs und Literaturbetrieb produktiv einsetzen. Es sind paradoxerweise die nicht imagologischen Kapitel (Flucht und Vertreibung aus den historischen deutschen Ostgebieten – wenig geliebte Themen der DDR-Literatur; Vertreibungs- und Vertriebenenliteratur in der DDR), die am spannendsten sind. Es wäre schön, wenn die Autorin die Aufarbeitung der Vertreibung in der DDR sowie die DDR-Literatur systematischer und in ihrem Verhältnis zur Entwicklung nach 1989 auch weiterhin behandeln würde.